



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Flemes, Bernhard: Gottfried Haberkorfs Irrtum : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Gottfried Haberforfs Irrtum

Von Bernhard flemes-Hameln

(Schluß)

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Gottfried hielt bis 12 Uhr Schule und rüstete sich, am Nachmittag eine Lehrerkonferenz zu besuchen. Es sollte da über die Einführung eines neuen Liederbuchs verhandelt werden, und er gehörte zu der Prüfungskommission, die nun ihr Urteil abzugeben hatte. So entging er heute der Begegnung mit Anna und ließ ihr Zeit, mit sich selbst klar zu werden. Es würde ihr vermutlich schwerer werden als ihm. Er kannte sich kaum wieder und hatte das Gefühl, als sei er in dieser Nacht durch verrostete Tore einer dicken Mauer geschritten, die ihn bislang umgeben hatte. Nun war er jenseits, und eine fröhlich bunte Landschaft weitete sich vor ihm. Immer lag ihm die Melodie des Liedes im Sinne, das er in der Nacht geschrieben hatte. Er sang es leise vor sich hin:

Es klang ein tiefes Rauschen,  
Es glomm ein ferner Schein.  
Immer mußte ich lauschen,  
Wußte nicht aus noch ein.

Stand über Nacht im Dunkeln  
Und wußte Brunnen funkeln,  
Mein Blut, das war wie Wein,  
Wie Knospe mein Gebein.

Und durch mein dumpfes Warten,  
Kamst du in meinen Garten  
Und botest einen tiefen Trunk.  
Da war ich jung.

Es rauschte mir entgegen  
Ein Brunnen tief und wundersam,  
Es ward ein fröhlich Regen  
Von Blüte allerwegen,  
Ich wußte nicht, woher die kam.

Nun hab ich freies Schreiten,  
Weiß ich auch nicht wohin,  
So singen doch die Weiten,  
Und vor mir fliegt mein freier Sinn.

Dann stand er still, horchte eine Weile auf den Lerchensang, wirbelte seinen Stock ein paarmal durch die Luft und wanderte weiter. Du schöne, heimliche

Liebste! dachte er und versank eine Weile in der Erinnerung der vergangenen Nacht. Doch plötzlich stetzte durch blauen Himmelschein und grünes Felderwogen dürr und klapprig das Wort Moral daher.

Wie? dachte Gottfried, du hast mir bislang keine Pein gemacht, was willst du von mir? Haben wir uns nicht wiederholt auseinandergesetzt und wissen, was wir voneinander zu halten haben?

Freilich, ein so naheß, gewissermaßen praktisches Verhältnis hatte er zur Moral bislang nicht gehabt. Und nun pflanzte sie sich vor ihn hin und schuf ihm Unruhe. Und auf dem ganzen anderthalbstündigen Wege riß er sich mit ihr herum und wußte nicht, ob er nun Sieger war oder sie. Mißmutig zog er in dem Dorfe ein, wo sich die Lehrerschaft der Umgegend im „Gasthaus zum grünen Säger“ versammelte. Wie er durch die Gärten schritt, schwang sich über eine Hecke ein süßer Goldlackduft und hauchte ihn an. Da erstand mit einem Male die schöne, warme Wirklichkeit der vergangenen Nacht vor ihm, und das Wort Moral schnitt eine greuliche Frage und zog ab. Gottfried Haberforf aber reckte sich, fühlte Säcke voll Mut und Kraft in sich und piff befreit ein Lied.

In der Konferenz war er außergewöhnlich aufgeräumt, nahm verschiedentlich das Wort zur Debatte, als ein pädagogischer Vortrag gehalten war, und hielt hernach aus dem Stegreif ein kurzes, schneidiges Referat über das Ergebnis seiner Liederbuchprüfung.

„Donnerwetter!“ meinte Kantor Heineke, „der ist ja mächtig aufgekratzt.“

„Na, ich werd' ihm gleich,“ antwortete der alte Höhne von Tümpelhagen, „wenn er so'n Lied von den Kindern singen lassen will.“

Es handelte sich um ein altes Volks- und Liebeslied, das in dem Liederbuche stand.

„Haben Sie das Lied ‚Schatz, lieber Schatz‘ nicht bemerkt, Kollege?“ fragte er freundlich.

„Doch!“ sagte Gottfried, „dies und auch die anderen Liebeslieder.“

„Eßfo!“ sagte Kantor Höhne kurz. „Sie wollen also unsere reinen Kinderseelen mit Liebesliedern füttern? Ich aber sage Ihnen, daß unsere Kinder früh genug an zu liebeln fangen, und daß es wahrhaftig nicht nötig ist, sie darin zu unterstützen.“

Wupp! da saß er wieder auf seinem Stuhle.

„Sie haben recht, Herr Kantor, unsere Kinderseelen sind rein und unverbunden, deshalb möchte ich auch reine Liebeslieder hineinpflanzen, damit hernach kein Raum für unsaubere bleibt.“

„Das ist fein, man immer früh genug mit Schatz und Liebe und Küßen bekannt machen — aber — aber —“

Er vertodderte sich, setzte sich wütend und rührte aufgeregt in seinem Kaffee. Gottfried lächelte still und schwieg. Er war kein Streiter.

„Ich meine,“ rief da sein Widerpart, „wo bleibt da die Moral?“

Moral? Sieh einer, da war sie also doch wieder!

„Bitte, Herr Kantor, was ist Moral?“

„Was, waas? Was Moral ist? Das weiß jeder wahre Christ, das wissen Sie so gut wie ich und überhaupt — überhaupt alle.“

Bumß!

Gottfried kriegte einen roten Kopf. Moral! Moral! Nun aber herunter mit der Maske! Er fühlte sein Hirn prachtvoll klar werden und sah eine Reihe wunderschöner Sätze aufmarschieren. Die mußten heraus! Er stand auf.

„Lassen Sie mich mal zwei Arten von Moral unterscheiden. Die eine möchte ich als die Stimme des Blutes bezeichnen, als die Konsequenz unserer geistigen Kräfte. Sie verurteilt nicht, sie blickt mit wachem, sinnendem Auge vor uns auf den Weg, den wir gehen. Fragen wir sie um Rat vor einer Tat, so schweigt sie. Fragen wir nach einer Tat: War es gut? War es böse? — so lächelt sie. Und doch macht sie stark und frei im Guten wie im Bösen. Nun aber die andere! Die trägt vor dem Gesicht die Maske von erstarrtem Wohlwollen und hat eine schwarze Uniformkutte an. Unter dem Arm schleppt sie einen dicken Kodex, und ihr dürrer Finger gleitet beständig über die Zeilen hin. Reißen wir ihr die Maske vom Gesicht. Was sehen wir? Einen hohlen Schädel mit einem gelben, fleischenden Gebiß. Ziehen wir ihr das Gewand herunter, und ein blutleeres Gebein ekelt uns an. Das ist die Moral, vor der wir uns alle höflich verneigen — und die wir gern zu allen Teufeln wünschten!“

Die Bombe war geplatzt!

Stimmengewirr erhob sich. Die älteren Herren protestierten, einige jüngere riefen Beifall. Der Vorsitzende nahm sein Glöckchen. Es war ihm sehr peinlich, daß so etwas vorgekommen war.

„Ich glaube, wir kommen vom Ziel ab. Wir wollen uns über Liederbücher unterhalten, aber nicht über Moral.“

Da stand ein weißhaariger Emeritus auf, der allgemeines Ansehen genoß.

„Wenn es auch ein bißchen vom Thema abzweigt, lieber Biesenitz, so wollen wir keine Pedanten sein und die Worte des Herrn Haberfors nicht einfach unter den Tisch fallen lassen. Er hat von zwei Arten Moral gesprochen. Die erste erscheint mir — ich betone das mir, meine Herren — reichlich willkürlich, die zweite aber zu sehr Schrecknis. Wir stehen fast alle unter dem Banne von Gut und Böse, deshalb wird den meisten von uns die erste nicht frommen. Wir Durchschnittsmenschen kommen doch ohne eine gewisse Gesetzmäßigkeit in unserer Moralauffassung nicht aus — ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, die sie für Staat und Gemeinschaft hat. Aber, und da gebe ich Ihnen recht, junger Freund, die Grenzen liegen nicht fest, und die Wogen der Zeit buchten aus und schwammen an. Da sollen wir kein Scheuleder vor den Augen haben und schlaffen Trabes nur immer einen Weg fahren. Viele Wege führen zum Ziel. Welchen Weg einer nimmt, ist ganz egal, es kommt darauf an, wie man ihn geht. Verurteilt man aber jeden Schritt, der vom Wege abgeht, so huldigt man dem Schreckgespenst Moral, das Sie, lieber Kollege, vorhin so gruselig gezeichnet haben. Und davor mag uns Christi Nachfolge in Gnaden bewahren. Und was nun das Lied betrifft, so bedaure ich, daß ich's nicht mehr mit solcher Frische und Hingebung singen kann, wie ich's früher gesungen habe, und der Jugend möchte ich wohl wünschen, daß sie solche schöne, naive Lieder singt. Denn die lassen sich gar nicht anders als sinnig und naiv singen und bewahren dadurch vor Noheit und Gemeinheit.“

„Bravo!“ — „Sehr richtig!“ — „Ganz meine Meinung!“

„Hat noch jemand etwas zu der Sache zu bemerken?“

„Abstimmen!“ rief einer.

„Ich lasse also abstimmen.“

Es ergab sich, daß das Lieberbuch mit starker Stimmenmehrheit durchging. —

„Kommen Sie doch mal zu mir, Kollege,“ sagte der Emeritus Hegener nach der Sitzung zu Gottfried. „Meine Alte und ich sind meist allein und freuen uns, wenn wir mal was Frisches zu sehen kriegen.“

Er drückte Gottfried die Hand und ging nach Hause. Gottfried saß noch ein Weilchen mit einigen jüngeren Kollegen in der Laube. Er wurde ein bißchen gehänselt, weil er sonst sehr still war und just bei diesem Thema aus dem Leim ging.

„Das macht die Liebe!“ meinte einer.

„Stille Wasser!“ ein anderer.

„Daß das bloß den Superus nicht merken!“ ein dritter.

Gottfried lachte, trank sein Bier und ging auch bald. Wie er eben aus dem Wirtsgarten auf die Straße kam, trat ein Kollege zu ihm, der eine Stunde gemeinsamen Weg mit ihm hatte. Er galt als finster, verschlossen und grob.

„Wollen Sie mich mitnehmen?“ fragte er.

„Bitte.“

Schweigend gingen sie nebeneinander. Es taute auf den Wiesen, und in den Bachgründen gingen die Nebel.

„Sie — weshalb sind Sie nicht derber drein gefahren vorhin — man kann nicht derb genug werden. Berheuchelte Gesellschaft.“

„Sie sehen zu schwarz, Berksfeld. Übrigens war es nicht meine Absicht, irgendwo drein zu fahren. Es kam so über mich, daß ich mal meine Meinung äußern mußte. Mir liegt das gar nicht.“

„Schade.“

Sie sprachen allerlei und fanden sich nach einigem Hin und Her ganz gut zusammen. Berksfeld war musikalisch und sprach warm von einigen modernen Meistern. Als die Straße auf einer kurzen Wegstrecke zwischen Berg und Strom ging und das Rauschen des Wassers schön heraufkam, sagte Berksfeld plötzlich: „Schwimmen Sie?“

„Ja.“

„So kommen Sie her.“

Er sprang die Rasenböschung hinab an den Fluß, entkleidete sich und ging ins Wasser. Und Gottfried Haberfors, der sich sonst immer geschämt hatte, sich vor anderen nackt zu zeigen, machte es stillschweigend ebenso. Danach gingen sie rasch und erfrischt nach Hause und versprachen, sich bald einmal wiederzusehen.

\* \* \*

Als Gottfried am anderen Morgen erwachte und durch sein offenes Kammerfenster in die weiße Schönheit des summenden Birnbaumes sah, war's ihm, als stände die helle Freudigkeit des Lebens vor seinem Fenster und winkte ihm zu. Dann fiel ihm der gestrige Nachmittag ein mit der Konferenz, dem Moralintermezzo und dem späten Strombad. Er überdachte seine Worte und wunderte sich, daß er solch gespreizte Sachen dahergeredet hatte. Eine Scham überkam ihn jetzt, daß die anderen so in ihn schauen durften. Überhaupt — wie kam gerade er dazu, so zu sprechen? Er hatte doch wahrhaftig Grund zu schweigen. Seine Moralauffassung, wie sie gestern so eruptiv an den Tag gekommen war, erwies

sich letzten Endes als das Ergebnis seiner persönlichen Handlungen, war eigentlich nichts anderes als das Bestreben, eine Entschuldigung für die eigene Unzulänglichkeit zu finden.

„Also bin ich,“ meinte er, aus dem Bette springend, „ein rechter Pharisäer.“

Und dann ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zu Anna. Je näher er ihrem Hause kam, um so schwüler wurde ihm zumute. Er ging den Heckenweg, schlich sich in den Garten und stand eine Weile ungeduldet unter dem verhängnisvollen Kammerfenster. Träumend starrte er auf die duftende Blüte der Beete und merkte es nicht, daß oben Liselotte im grauen Reisefleide aus dem Fenster sah. Bald darauf fuhr ein Wagen vom Hofe. Gottfried trat an die Hausecke und sah Liselotte im Wagen sitzen. Sie war blaß, sah ihn ernst an und winkte zum Gruße. Er wollte fragen, ob sie verreisen wollte und wohin, stand aber, starrte sie verloren an und antwortete nicht einmal auf ihren Gruß. Es war ihm, als wende sich etwas von ihm, das zu ihm gehöre. Dann aber fiel ihm ein, daß es Liselotte war und nicht Anna. Er ging hinter das Küchenfenster und fand sie allein in der Küche.

„Guten Morgen, mein Liebes!“

„Morgen.“

Er ging ums Haus und kam in die Küche, legte den Arm um sie und zog sie sanft an sich. Sie anzusehen, wagte er nicht. Sie duldete seine Liebkosung, ohne sie zurückzugeben.

„Böse?“ fragte er leise.

„Ach!“ und sie stieß ihn mit der Schulter.

„Verzeihst du mir?“

Wenn er so kommt! dachte sie.

„Ja — aber — —!“

„Nein — nein — gewiß nicht wieder —“

„Weshalb bist du gestern nicht gekommen?“

„Wir hatten Konferenz.“

„Hast du den Katalog mitgebracht?“

„Heute nachmittag gewiß, dann suchen wir gemeinsam aus, nicht wahr?“

Sonderbar! Er hatte sich diese Begegnung ganz anders gedacht!

Aber war es nicht vielleicht das Beste, einfach darüber wegzugleiten? Eine Gewißheit hatte er ja nun, nämlich die, daß die scheinbar Kühle, Nüchterne Augenblicke hatte, wo auch sie erglühete und taumeln zu machen mußte. Und verriet es nicht die wahre Keuschheit der Seele, sich vor dem Alltag zu verschließen und nur in den seltenen Augenblicken erhöhten Lebens sich restlos hinzugeben?

„Will Liselotte verreisen?“ fragte er.

„Zu Tante Liselotte nach Hannover,“ entgegnete sie.

„Ist etwas zwischen euch vorgefallen?“

„Ach — das dumme Ding. Wir Moralpredigten halten zu wollen. Hat es selbst nötig, meine ich. Aber das geht so, wenn ihr alles zugut gehalten wird.“

„Aber was ist denn —?“

„Ja, frag du auch noch!“

„Ich will's gar nicht wissen. Gehen wir heute Nachmittag aus?“

„Das geht wohl nicht gut. Fritz und Auguste Brennecke wollen kommen.“

Das war ihm sehr ungelegen, und er hatte keine Lust, heute Nachmittag mit ihr vor fremden Leuten den Unbefangenen zu spielen.

„Ich bleibe dann lieber zu Hause,“ sagte er freundlich.

„Wie du willst.“

Ihre kühle, kurze Antwort ärgerte ihn. Er ging bald hinaus. Die Mutter saß unter dem Kastanienbaum und schabte Wurzeln. Gottfried sah ihr an, daß sie sich vergebens bemühte, eine Verstimmung vor ihm zu verbergen. Er wandte sich nach einigen freundlichen Worten zu dem Alten, saß mit ihm ein Stündlein rauchend und gemütlich schwazend in der Laube und ging dann heim.

\* \* \*

Seit der schwülen Gewitternacht hatte sich Gottfrieds Verhältnis zu Anna sehr gewandelt. Sie war oft mürrisch und verdrossen zu ihm, nahm seine Liebeskosungen hin mit einer kühlen Sachlichkeit und war oft abstoßend. Er glaubte, den Grund in dem Ereignis jener Nacht zu finden. Nun war es ihre Scham, die sie hinderte, freundlich und entgegenkommend zu sein. Vielleicht auch setzte sie sich auf diese Weise nur zur Wehr, damit er nicht wieder versuchte, ihr nahe zu kommen. Er fühlte sich bedrückt und schuldig und war immer gleichmäßig liebenswürdig zu ihr. Aber sein Werben war umsonst. Mehrmals nahm er sich's vor, sich mit ihr auszusprechen. Aber bald hinderte ihn ihre Kühle, bald schämte er sich, die köstlichste Stunde seines Lebens durch Belasten mit Worten herabzuwürdigen. So ging es zwischen ihnen in der alten Weise weiter. Nur einmal, als er durch Vermittelung eines Bekannten die ausgesuchte Nähmaschine billiger bekommen hatte, als sie im Katalog ausgezeichnet war, gab sie ihm aus eigenem Antrieb einen Kuß. Diesen Kuß empfand Gottfried in der natürlichen Reinheit seines Herzens wie eine Beleidigung. Er kam ihm vor, als sei es ein bezahlter Kuß gewesen, und er ging an diesem Abend verärgert von ihr.

Was soll nur daraus werden! seufzte Gottfried oft in dieser Zeit.

Er war seltener bei ihr. Und es kam vor, daß sie, wenn er zur gewohnten Zeit erschien, nicht da war, sondern eine Freundin im Dorfe besuchte. Eines Abends traf er die Mutter allein und versuchte, von ihr etwas über die Veränderung zu erfahren, die mit Anna vorgegangen war. Aber die Mutter wich aus. Nur Annas Vater kam ihm immer mit der gleichen, kernhaften Vertraulichkeit und Offenheit entgegen, die er stets für seinen zukünftigen Schwiegersohn hatte. Als Gottfried eines Sonntagmorgens nach dem Nachbardorfe zur Kirche ging, sah er Anna in dem Brenneckschen Gehöft mit dem Better Fritz vor der Türe stehen. Sie kam gleich zu ihm, als er vorbeiging, war merkwürdig verlegen und in dieser Verlegenheit freundlicher zu ihm als sonst. Das gab ihm zu denken. Sollte sie etwa den Better Brennecke ihm vorziehen? Aber den hatte sie doch eher gekannt als ihn und hätte ihn wählen mögen, wenn sie ihn leiden mochte. Er wußte, daß der junge Bauer sich sehr um Anna bemüht hatte. Er wußte freilich nicht, daß sein Hof stark belastet war, und daß er erst kürzlich eine Erbschaft gemacht hatte. Oder — hatte Anna seit jener Nacht eine Scheu vor ihm, die sie nun dem andern zutrieb? Es geschähen so sonderbare Dinge auf der Welt. Aber so viel er daran herumrätselte — er fand keine Erklärung.

Die Obstblüte war vorüber, die Syingen trugen statt der duftenden Blütentrauben struppige Samenbesen, und die Gärten dufteten nach Erdbeeren und Rosen. Auf den Feldern stand die Gerste blondgrün. Der Weizen blühte, und Staren- und Schwärme fielen in die Kirschbäume.

Gottfried wußte keine Zeit, wo er mit sich so uneins gewesen war wie in diesem Frühling. Dabei war aber eine treibende Sehnsucht in ihm — er wußte nicht wonach. Er tobte sich wieder auf dem Klavier aus, suchte Verse, die voll Sinnenglut waren, und setzte sie in Musik. Nachts kamen ihm schwere Träume. Und immer war Liselotte in diesen Träumen. Er ging fremd und unbekannt mit ihr durch ferne Städte. Er saß neben ihr in der Wennenkamper Kirche, Anna kam herein und sah sie mit großen, traurigen Augen an. Oder er war mit Liselotte auf einem Ostseedampfer. Immer, wenn der Dampfer anlegte, erschien ein Polizist und rief laut: „Ist auf diesem Dampfer Herr Gottfried Haberfors und Fräulein Liselotte Reutter?“ Und Gottfried lehnte über Bord und rief lustig: „Kein Gedanke!“ Dann mußten alle aussteigen, und auf der Landungsbrücke stand Anna. Die sagte kein Wort, ging auf Liselotte zu und stieß sie ins Wasser. Er aber reichte Anna die Hand. Sie schwenkten ihre verkränkten Hände und riefen im Takte dazu: Nun — ist — sie — weg. Erwachte Gottfried dann, so lag er lange, sann und sann. Allerlei krauses, buntes Zeug fuhr ihm durch den Sinn. Und einmal ertappte er sich dabei, daß er dachte: Warum ist nicht Liselotte meine Braut?

\* \* \*

Acht Wochen waren vergangen, als Liselotte wieder kam. Sie sah krank und elend aus, gab sich jedoch lustig und vergnügt. Gottfried aber fühlte das Forzierte ihrer Lustigkeit. Sie ging ihm geflissentlich aus dem Wege. Anna dagegen kam ihm in der letzten Zeit etwas mehr entgegen. Aber nun fühlte er in sich ein Widerstreben gegen sie. Zwischen der Mutter und den Töchtern war auch nicht alles, wie es sonst gewesen war.

Was ist das nun? fragte sich Gottfried. Sie müssen etwas gegen mich haben. Es geht nicht anders, ich muß jetzt irgendwie freie Bahn schaffen.

Es war ein schöner milber Abend. Das ganze Dorf war voll Lindenduft, und um Gottfrieds Schulgarten blühte der Flieder und leuchtete mit seinen großen Blütentellern weiß aus der Dämmerung. Gottfried saß am offenen Fenster, und es kam eine Ruhe in ihn bei dem Entschlusse, daß er morgen mit Anna sprechen wollte. Lautlos flogen die Fledermäuse. Am klaren Himmel schwärmten die Sterne aus. Die stille Feier des Abends trat nahe zu ihm und gab ihm ihren Frieden. Er setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Akkorde an, daraus wurde allmählich „Heilige Nacht, o gieße du —“. Ganz wohl und selig wurde ihm dabei, daß er die innere Bedrängnis der letzten Zeit vergaß und sich ganz dem Zauber der stillen Nacht hingab. Er zündete kein Licht an, saß wieder versonnen am Fenster und hörte unten die Mäuse an der Mauer entlang wispern. Dann kam ein leichter Schritt von den Feldern her gegen sein Haus, verhielt ein Weilchen und huschte die paar Steinstufen hinan. Gottfried hatte noch nicht abgeschlossen. Wer mag da kommen? dachte er, trat auf den Flur und beugte sich über das Treppengeländer.

„Gottfried?“ flüsterte eine leise Stimme.

„Anna, du?“

„Nein — Liselotte!“

„Komm in die Stube. Ich will Licht anstecken.“

Da legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Nein — nein — bitte kein Licht.“

Sie blieb an der Tür stehen und nahm das leichte Tuch ab, das sie um den Kopf gelegt hatte.

„Willst du dich nicht setzen?“

Sie wehrte ab.

„Sag einmal, Gottfried,“ begann sie stockend, „ich muß dich etwas fragen.“

„Bitte,“ sagte er bekümmert und wußte nicht, wo das hinaus wollte.

„Wie — wie stehst du eigentlich zu Anna?“

Also das war es! Ihm schlug das Herz.

„Zu Anna? O — wie sollte ich zu ihr stehen — wir haben uns wohl mal ein bißchen gezanft — aber —“

Er schwieg, und sie wartete, daß er noch etwas sagen sollte.

Du hast sie doch — sehr lieb?“ fragte sie weiter.

„O gewiß — sicher!“ sagte er hastig und schämte sich, daß er log.

Sie schwieg. Es war ein peinliches Schweigen.

„Man zanft sich ja mal — das kommt wohl überall vor —“

„Sag, Gottfried, liebt Anna dich?“

Da wurde er verwirrt und wußte nichts zu sagen.

„Anna liebt dich nicht!“ sagte Liselotte bestimmt.

„So — nicht?“ sagte Gottfried und bemühte sich, seine Freude zurückzubringen.

„Nein, Anna liebt dich nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob sie jemand lieb haben kann. Sedenfalls würde sie, wenn sie jetzt frei wäre, den Better Brennecke heiraten, aber nur weil er die Erbschaft gemacht hat.“

Gottfried schwieg.

„Wenn du sie wirklich sehr liebst, werde ich alles aufbieten, sie zu dir zurückzubringen. Aber ihr müßt bald heiraten, dann wird sie dir gehören. Du weißt, daß sie verständig ist. Willst du sie bald heiraten, Gottfried?“

Wieder trat eine Pause zwischen die beiden. Liselotte stützte sich auf das Klavier, und Gottfried hörte, wie ihr Atem schwer ins Zimmer glitt.

Was will sie nur? dachte er. Plötzlich dämmerte es in ihm auf. Schnell heiraten? sagte sie — — — Da kam eine tiefe Niedergeschlagenheit in ihn. Er sah sein hoffendes Leben jäh in die graue Alltäglichkeit einer gleichgültigen Ehe sinken. Da stand es in ihm auf und wehrte sich und schrie: Nein, nein!

„Nein, nein!“ rief er.

„Was sagst du?“ fragte Liselotte und hielt ihr Herz.

„Ich kann, ich will sie nicht heiraten. Wir kommen nie zueinander.“

„Gott sei Dank!“ sagte Liselotte leise.

„Wie? — Liselotte — —?“

Da kam sie ganz nah an ihn, daß der Duft ihrer Kleider, ihres Haares um ihn war. Ein süßer Taumel kam über Gottfried. Das war derselbe Duft, der in jener Nacht um ihn gewesen war, ganz der gleiche Duft.

„Weißt du es wirklich nicht?“ flüsterte Liselotte.

Da schlug es wie ein Blitz in ihn.

„Sene Nacht — du warst es — Liselotte — sag doch — warst du es?“ stammelte er.

Sie nickte.

„Ich war es. Wir hatten seit kurzem die Kammern vertauscht. Ich konnte nicht schlafen vor Liebe und Sehnsucht nach dir. Und als du dann plötzlich vor dem Fenster warst —“

Ihre Stimme wurde ganz leise. Schlank und aufrecht stand sie mitten im Zimmer. Ihr Gesicht schimmerte blaß.

„Liselotte!“ sagte Gottfried, „nun wird alles gut.“

Und er griff nach ihrer Hand und tat, was er nie einer Frau getan hatte, führte die Hand an die Rippen und küßte sie. Da zog ihn das Mädchen an sich, küßte ihn rasch und leidenschaftlich und huschte aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Gottfried sah aus dem Fenster. Da eilte sie schon in die Dunkelheit der Gärten hinein. —

Als Gottfried Liselotte nicht mehr sehen konnte, trat er vom Fenster zurück an das Klavier. Er strich mit der Hand über die Stelle der blanken Platte, wo ihre Hand gelegen hatte. Und wie er so stand und diese zärtliche Bewegung ausführte, empfand er, daß sie eine symbolische Bedeutung für seine Zukunft haben konnte: Liselotte und die Musik.

Gottfried Haberforf schlief in dieser Nacht nicht. Erst machte er einen Weg in die schlafenden Felder, denselben, den er in jener ersten schwülen Mainacht gegangen war. Auf diesem Wege überlegte er sich, was er morgen zu tun hatte. Dann kramte er zu Hause lange zwischen seinen beschriebenen Notenblättern herum, öffnete das verschürte Paket, das in seinem Schreibtische lag, nahm manches heraus und fügte noch mehr hinzu. Als er etwas Ordnung in die losen Blätter gebracht hatte, griff er zum Kursbuch, lief an den Schrank und sah nach seiner Garderobe. Dazwischen zog er immer wieder die Uhr. Vom Nachbardorfe herüber klang zweimal der Stundenschlag. Da kam ihm seine Unruhe töricht vor. Was wollte er denn noch mehr? Er hatte keine Ursache, jetzt noch unruhig zu sein. Da zündete er sich eine Zigarre an, setzte sich vors offene Fenster und sah klaren Auges in die nächtliche Dämmerung. Bald hellte sich der nordöstliche Himmel, und die Sterne wurden blasser. Auf den gegenüberliegenden Wiesen schimmerten die weißen Dolbenblüten. Ein Hahn krächte irgendwo. Und endlich tönte schwach und zierlich der Jubellaut einer erwachenden Lerche im Felde.

Da hielt sich Gottfried nicht länger. Er warf seine Zigarre aus dem Fenster, schlug das Klavier auf, und kräftig jubelnd strömte es in die Morgenluft: „Horch, horch! die Lerch' im Atherblau!“

Und dann kam der Tag.

